

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Sommerschnee  
**Autor:** Jehli, Joh. Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-661596>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Sommerschnee.

In der Oberalp läuteten die Rüche munter auf der Abendweide. Die Hirten waren zur Hütte zurückgekehrt. Sie setzten sich zum Sennen, Zusemmen und dem Hüttenbub auf dem grünen Rasen unweit der Hütte.

Die Sonne war untergegangen, hell und warm, mit dem sichern Versprechen: morgen werde ich euch wiederkommen mit einem herrlichen, wachsenden Tag. Die Dämmerung senkte sich allmählich mit ihrem sanften Schleier über Alp und Niederungen. Nur die höchsten, himmelsuchenden, vom ewigen Schnee bedeckten Firnen leuchteten noch in der scheidenden Sonne Gold, wie das ewige Licht im dunkeln, städtischen Dome. Fern und andächtig klangen von den Dörfern die Abendglocken zu den feiernden Hirten herauf. Still horchten die Alpler.

„Schaut dort, wie der Spießhorn brennt“, brach der Senn, ein kraftstrotzender Mann, die Stille im lauschenden Kreis. „Ich glaube, er hat's wie die Menschen, immer höher will er wachsen, um möglichst weit zu glänzen. An jeder Kirche, an jedem Rathaus setzen wir einen Turm. Der Turm ist aber nicht hoch genug, eine Kuppel wird darauf gebaut. Noch genügt es nicht. Ein Kreuz, eine Fahne oder eine andere Spitze muß ihn krönen. Auf dem Ozean streckt das stolze Schiff seinen Mast in den Wind. Lustig weht die vaterländische Flagge an seiner Spitze. Auf jeder höchsten Bergzacke stellen wir den Steinmann. Von der Höhe kommt das Schöne, das Ordnung- und Maßgebende, aber auch das Furchtbare, Zerstörende.“

Vom Berge Sinai gab der Herr dem Moses die Gesetzestafeln. Damals hat der Himmel gedroht mit zuckendem Blitz und erderschütterndem Donner. Auf einem Berge hielt Christus die ergreifendste und gründlichste Predigt, die je Menschen vernommen: die Predigt von den acht Seligkeiten. Auf dem Tabor zeigte er sich seinen Lieblingsjüngern in seiner Verklärung. Am Ölberg focht er den schweren innern Seelenkampf. Auf dem Kalvarienberg hing er am Schand- und Marterholz des Kreuzes, ein Beispiel gerichteter Unschuld und menschlicher Gerechtigkeit.

Vor Christus beherbergte der hohe Olymp die heidnischen Götter. Von den Zinnen der Alpen trugen Hannibal, dann die wilden nordischen Kriegsvölker den Schrecken zu den Toren Roms.

Jrgendwo auf einer Klippe des Ozeans ver-

kündet im nächtlichen Sturme ein Leuchtturm den Schiffbrüchigen Heimat und Rettung. Unsere Berge tragen auf ihren breiten Schultern unzählige Gasthäuser. Sie bieten den Müden und Kranken Erholung und Genesung. Und wir,“ schloß der halb studierte, in Begeisterung gestiegene Senn sein Hohelied, „wir sind die Begnadigten, die Bewohner und Bürger der Berge.“

Der Zusemm war ein Fünfsziger; denn die gebleichten Haare an den Schläfen kündeten die Mittagshöhe des Lebens. „In meiner frühesten Jugend habe ich schon in den Alpen gehütet,“ sprach dieser. „Aber ich habe unser armes, fruchtfarges Land verlassen. Geld wollte ich verdienen, viel Geld. Ich schiffte über den Ozean. Auf weiten, ausgedehnten Farmen und später in unübersehbaren Pflanzungen suchte ich mein Glück zu finden. Gold, Geld und Gut habe ich errafft. War das mein Glück? Ja, man sagt es. Allein das Schicksal wechselte die Pferde. Im Freiheitskriege verlor ich alles. Ein Bettler bin ich heimgekehrt, und fand mein — Glück, meine heimatlichen Berge.“

Senn und Zusemm hatten in gehobener Stimmung und in feierlichem Tone der Alpen Lob gesungen. Die Sonne war unterdessen vollends gesunken. Die Firnfeuer erloschen. Die Abendglocken verklungen. Nacht deckte die Erde. Aber noch weideten die glockenrührenden Rüche. Vom Himmel schauten mild die Sterne.

Der Großhirt, der alte, schon weißhaarige Theas, gab jetzt der Unterhaltung andern Ton und andere Richtung.

„Steigt mir alle auf den Buckel, ihr hochsteigenden Poeten,“ widersprach der kühle Greis. „Lust und Weh dem Erdenball, den Menschen stets und überall. Auch daoben. Mein Vater war ein armer Teufel. Sein Lebtag ist er Alphirte gewesen. Er nahm im Sommer die Mutter und alle meine Geschwister mit auf den Berg. Ich wurde in der Alp geboren. Ohne künstliche Hilf, ohne Saus und Braus ward meine Geburt gefeiert. Und doch, sagt selber, bin ich nicht ein Hochgeborener?“ — Die andern nickten lächelnd Zustimmung. — „Aber die Mutter starb, als ich die ersten Hosen trug. Geduldig wie ein stummes Vieh hatte sie den derben Willen meines Vaters ertragen. Die ältere Schwester führte an ihrer Stelle den Haushalt weiter. Jahr für Jahr zogen wir hinauf. Wir



hüteten das Jungvieh der Gemeinde Ruchberg. Unsere Kuh und ein paar Geißen durften wir zum Lohn noch mitnehmen. In der Ruchbergeralp ist es gewesen, daß mein Bruder in einer Gewitternacht bei der Nachschautour von einem Felskopf zu Tode gestürzt ist. Wohl wechselten wir mitunter die Alpen. Die Refruten Schule brachte mir neue Abwechslung. Leider. Denn der dumme Hochmutsteufel stieg in mir. Ich durfte nun in der Gemeinde stimmen und wählen. Aber noch mehr, ich war ja auch wählbar. Doch, wer hätte mich irgendwo hineingewählt? So einen nichtsnutzigen Föbel. Die Mädchen und Weiber vielleicht? — Richtig, eine erforderte mich. Noch war ich kaum hinter den Ohren trocken geworden, heiratete ich. Nun sind zwei Köpfe dagewesen. Die Frau wollte mich nicht mehr in der Alp wissen. Das sei eines jungen Mannes unwürdig. Verdienst hätte man nur während des Sommers, und der war gar klein. Erst jetzt lernte ich ein Handwerk. Nur dem Weibe zuliebe habe ich gezimmert. In die Bau-fabrik ging ich nur gezwungen, wie ein Frosch in den Rachen der Schlange. Sie sehnte sich nach dem Städtchen; die Handwerker seien dort besser bezahlt. Zum Glück hatten wir keine Kinder. Wir kamen mit meinem Verdienste kaum aus. Es gab dort mehr Bedürfnisse und mehr Auslagen. Wir kehrten heim. Nach zehn Jahren unserer Ehe schied mein Weib aus dem Leben. Nun hielt es mich nicht länger in der Werkstätte. Im Sommer trieb's mich von neuem in die Alp.

Sechzig Sommer habe ich in den Alpen ver-  
lebt. Was daoben mir nie gefallen hat, das ist  
die harte Pritsche und der ewige Rauch der  
Hütte. Die oft niedergehenden Gewitter brin-  
gen harte Stunden, doch gehen sie schnell vorü-  
ber. Fällt einmal Schnee, er hält nicht lange.  
Halt, hier muß ich eine Ausnahme machen! —  
Der alte Theas hielt im Erzählen inne. Er  
stocherte mit dem Pfeifenstiel in die Pfeife, um  
mehr Lust zu machen, zündete sie von neuem an  
und fuhr fort. — „Den Sommerschnee von anno  
siebenundachtzig kann ich nimmer vergessen.

Damals zählte ich erst neun Jahre. Das  
waren noch schöne Zeiten, da ich barfuß die  
Windhörner und die Backen des Blitzgrates hin-  
aufkletterte, meine Fahne — das Taschentuch  
an den Haselstecken gebunden — in der Hand  
im Firtwind flattern ließ. Es war im Juli! —  
Vom Scheiderstein her kamen schwarze Wolken  
am Himmel dahergegangen. Breite Schatten

huschten über die Matten. Der Nachmittag war  
schwül. Die Fliegen stachen wie befeßten. Allein  
das Vieh fraß mit unheimlicher Lust. Auf ein-  
mal fuhr ein Windstoß daher und riß unsere  
breiten Filzhüte vom Kopf und rollte sie weit  
über die Weiden hin. Am Gratfelsen schoß eine  
mächtige Staubwolke in die Luft. „Jetzt paß  
auf,“ sagte der Vater, „es gibt ein Gewitter,  
vielleicht Schnee!“ —

Schon früh am Abend goß der Himmel un-  
heimliche Schwetten Wassers herab, als hätte  
man oben große Wäsche gehalten und die breit-  
bauchigen Waschgellen würden geleert. Die Kin-  
der rannten wild und wütend zu den Scher-  
men. Hartaneinander duckten sie sich unter die  
breiten Vordächer der Hütte und der Ställe.  
Den Rücken zu einem unförmlichen Buckel zu-  
sammengezogen, die Schwänze zwischen die Hin-  
terbeine gepreßt, den Kopf fast auf den Boden  
gefenkt, standen die armen Tiere da und rühr-  
ten sich kaum. —

Wir trieben sie in die Schermen. Leib an  
Leib dicht gedrängt, mußten sie allmählich doch  
einander wärmen. Aber lange wagten sie nicht  
zu wiederkäuen. Kaum eine Schelle ward hör-  
bar. Sonst auf dem Wege und auf der Weide,  
wisst ihr ja, stechen sie sich jeden Augenblick und  
bei jeder Gelegenheit die Hörner in die Rip-  
pen. Friedlich hielten sie zusammen, wie wir  
so streitbaren Menschen, wenn der Himmel uns  
mit einem gemeinsamen, schweren Unglück ge-  
troffen hat.

In der Nacht blitzte und krachte es, als wäre  
der Jüngste Tag gekommen. Nach Mitternacht  
ward es stille. Am Morgen fror es uns auf un-  
serm Stroh. Als der Vater die Hüttentüre  
auftun wollte, mußte er Gewalt anwenden.  
Mehr wie zwei Fuß hoch war der Schnee ge-  
fallen. Für eine Woche lang war in der Alp  
an keine Nutzung zu denken. Das Vieh mußte  
ins Tal getrieben werden. Am Mittag kamen  
die Treiber, einige Bauern, vom Dorfe an. Das  
Vieh wurde ins Freie gelassen. Bis zum Dorfe  
unten hatte man sonst, ohne Vieh, drei Stun-  
den Weges. Die Tiere warteten dem rufenden  
Vater nach, eines hinter dem andern, wie die  
Gänse, etwa zweihundert Stück. Es schien eine  
lange Kette. Und ein Brüllen wars und ein  
Geläute. Nach zehn und zwölfen trieb und lock-  
rief ein Bauer. Der letzte im Zuge kam ich. Es  
war ein mühsamer Weg für einen Neunjähri-  
gen.

In den Maiensäfen unten gab es ein hartes



Jagen; denn die älteren Tiere kannten ihre Ställe dort, wo sie im Herbst und im Frühling untergebracht worden waren. Jedes suchte seinen eigenen Weg. Dennoch trieb und lief ich tapfer bis zum Dorfe. Noch im Dorfe lag der Schnee schuhtief. Der Kirchturm war um die obere Hälfte kürzer geworden. Gestern hatte der Blitz in die Spitze eingeschlagen und hatte ihn bis zu den Glocken wegrasiert. Wir Hirten hatten jetzt unsere Pflicht getan und begaben uns in das Haus des Hüttenmeisters. Man hatte eingeheizt. Wie himmelig war's in der warmen Stube!

Naß sind wir gewesen bis auf die Haut. Wir hätten trockene Kleider haben sollen. Der Vater erhielt ein paar Hosen, Weste und Jacke vom Hüttenmeister. Das muß schon passen. Sie seien vom gleichen Leisten, beide. Aber um mich schien das Weib in Nöten zu sein. Sie zögerte, als hätte sie ein wirrer Gedanke plötzlich erfaßt. Dann eilte sie in die obere Kammer.

Bald war sie wieder in der Stube. Auf dem linken Arm trug sie dienstfertig Hemd und Obergewand für mich. Mit der Rechten nahm das Weib mich an der Hand, und ich wurde in das Nebenzimmer geführt. Ich hätte meiner nassen Kleider mich entledigen sollen. Das wollte mir jedoch nicht so schnell gelingen. Die Kälte hatte mir die Finger steif gefroren. Die Frau des Hüttenmeisters, noch ein Weib in der Blüte der Jahre, half mir, wie meine Mutter es getan hätte. Liebevoll löste sie mir Band und Riemen. So jung ich damals war, ich fühlte, daß ein unnennbares Leid dieses Weib bedrückte, ihr die Seele schnürte. Ich sah, wie ihre weichen Hände krampfhaft zuckten, daß sie in namenlosem Schmerze mit den Tränen rang. Ich mochte selber kein mutiges Gesicht gezeigt

haben. — „Min arms Buebli, gelt so 'n kalta Schnee mitten im Summer, das macht friera, das macht weh!“ würgte sie in abgebrochenen Worten hervor. „Du arms Krötli, wart nu, i hilf dier schu!“ —

Jetzt hätte ich aber auch das letzte Stück ablegen sollen. Ich zögerte vor der fremden Frau. Ich wartete, sie würde sich entfernen. — Sie merkte es wohl und flößte mir Mut ein: „Nur immerzu, mein Kind!“ Ihre Stimme bebte leis — und sie half zu Ende. Dann hüllte sie mich warm und trocken ein. Mir ward wohl in dem woll'nen Kleide.

Sie trat einen Schritt zurück. „Wie steht's dir gut!“ sagte sie und weinte. — Die Hände drauf wie zum Gebet verschlungen, rief sie mit gebrochener Seele: „Grad so, — so war mein Klaus, mein einzig Söhnchen. Erst zehnjährig starb er mir im letzten Lenze. — Wie ich dich, mein kleiner Wurm, in seinem Schulkleid betrachte, ist es mir, als stünde er leibhaftig wieder vor meinen Augen.“

Ich mochte ihrem verstorbenen Kinde ähnlich sein. Ich blickte sie groß an. Ich konnte ihr nicht helfen. Aber sie merkte wohl, daß ich mit ihr fühlte; denn nun faßte sie sich, herzte mich und gab mir einen langen warmen Kuß. Und sie führte mich hinaus in die Stube zum gedeckten Tisch.

Mancher Schnee ist seitdem sommerlang gefallen, manches Leid ist seit damals hereingebrochen plötzlich, unerwartet, aber die Hüttenmeisterin vergeß' ich nimmer. —

Luft und Weh dem Erdenball, den Menschen stets und überall. Ach, so ein Sommerschnee ist wie ein jäh hereinbrechendes, tiefes Leid.“ So schloß der greise Theas. Und alle Oberalp-knechte gaben ihm recht. Joh. Jak. Gehli.

## Glück — Zufall oder Bestimmung?

Von Gert Schoenhoff.

Die Sehnsucht nach Glück ist jedem Menschen in die Brust gelegt. Es ist daher nur natürlich, daß alle das Glück erhoffen und erstreben als ein gutes Recht, das ihnen mit der Menschwerdung verliehen worden ist. Es ist darum auch durchaus nicht des Menschen unwürdig, das Glück mit allen Fasern der Seele zu erstreben; nur die Gier nach Glück, die rücksichtslose Jagd nach dem, was uns für unser äußeres Wohleben unerläßlich erscheint, ist unedel und daher verwerflich. Man darf das Glück nicht erjagen, man darf es nicht erobern und

ebensowenig erbetteln wollen. Man muß es nur inbrünstig ersuchen und geduldig warten, ob es die Gnade haben wird, zu uns zu kommen. Glücksuchen in jeder Form ist immer vergebliches Bemühen, denn nimmer finden wir das Glück, sondern das Glück findet uns, und es findet uns um so sicherer, je stärker wir sein Kommen ersuchen.

Um aber des Glückes teilhaftig zu werden, um es mit gläubigem Vertrauen ersuchen zu können, dazu müssen wir uns vor allem über das Wesen des Glückes klar sein, das heißt,